

insgesamt 3170 Unzen Gold gewonnen. Auch wenn sich Millwood nie zu einem erfolgreichen und beständigen Bergbaustandort entwickeln konnte, so hatte die Goldgewinnung durchaus Einfluss auf das nahe gelegene Knysna. Im Hafen in der Lagune von Knysna legten monatlich mehrere Dutzend Schiffe an, die die für den Bergbau notwendige Ausrüstung lieferten und mit Holz aus den Wäldern um Knysna beladen wurden.

Erst 1987 begann man die Hinterlassenschaften des Bergbaus zu bergen und mit dem Ziel der Rekonstruktion einer kompletten Anlage mit Originalteilen und -maschinen zu restaurieren. Das Museum an der Bendigo Mine wird heute von der Millwood Goldfield Society betrieben, wobei zahlreiche Stollenmundlöcher die einstigen Aktivitäten erahnen lassen. Unter einer Dachkonstruktion und hinter Maschendrahtwänden ist das Herzstück der Ausstellung, eine nahezu vollständig erhaltene, 1894 gelieferte und in England von Ransome, Simms & Jefferies gebaute Dampfmaschine zu sehen. Daneben sind eine dampfbetriebene Erzpochbatterie mit fünf Pochstempeln, eine weitere Dampfmaschine, eine dampfbetriebene Mahl- und Amalgamationspfanne sowie weitere Originalteile ausgestellt.

Vom Städtchen Millwood sind dagegen nur wenige Zeugnisse in der Landschaft erhalten. Ein ausgeschildertes Straßennetz auf den z. T. unbewaldeten Hängen lässt die einstigen Dimensionen des Ortes erahnen. Als Landmarke existiert heute nur noch der Friedhof, der vor einiger Zeit vom Busch- und Baumbewuchs befreit wurde und besichtigt werden kann. Als einziges Gebäude ist am Eingang des ehemaligen Millwood der „Mother Holly's Tea Room“ verblieben, in dem sich eine kleine Ausstellung über das Städtchen befindet und in dem sich der Besucher bei selbst gebackenem Kuchen in das ausgehende 19. Jahrhundert zurückversetzt fühlt. Leider stößt wohl nur der aufmerksame und interessierte Tourist auf das versteckte Goldrevier; in den meisten Reise Führern über Südafrika sucht man Millwood vergeblich. An der Garden Route (N 2) zwischen George und Knysna weist ca. 8 km vor Knysna ein Hinweisschild in Richtung Rheenendal auf das Goldfeld hin, nach ca. 16 m folgt man dem Hinweis „Millwood Goldfield“ und erreicht nach weiteren 10 km das Bergbaurevier.

Dr. Michael Ganzelewski, Bochum

Tagungen/ Veranstaltungen

5. Montanhistorisches Kolloquium Hunsrück-Pfalz-Saar in Sexau/Südschwarzwald

Das Montanhistorische Kolloquium Hunsrück-Pfalz-Saar fand nach Herrstein/Hunsrück (1998), Wallerfangen/Saar (1999), Imsbach/Pfalz (2000) und St. Marie aux Mines (2001) in diesem Jahr am 14. und 15. September im alten Schwarzwälder Silberrevier in Sexau, unweit von Freiburg, statt. Zu den Teilnehmern dieses vorzugsweise auf den südwestdeutschen Raum ausgerichteten und von Landesbergdirektor Volker Dennert organisierten Kolloquiums zählten wie in den Vorjahren auch eine Reihe von Fachkollegen aus Ostfrankreich. Der alte elsässische Bergbau, insbesondere um Markirch, weist viele gemeinsame Beziehungen mit den Schwarzwälder, Pfälzer und Hunsrücker Bergrevieren auf. Erfreulich war auch die Anwesenheit von Montaninteressierten aus der benachbarten Schweiz, während leider die Pfälzer Fachkollegen nicht anwesend waren, da zur gleichen Zeit in Imsbach das neugestaltete Pfälzer Bergbaumuseum eröffnet wurde.

Der Bürgermeister von Sexau, Herr Goly, überbrachte die Grüße der Gemeinde und wies auf die bis in das 15. Jahrhundert zurückreichende Bergbaugeschichte Sexaus hin. Ein Besucherbergwerk – die alte Silbergrube Caroline in Sexau-Eberbächle – hält die Erinnerung an den alten Bergbau wach.

Werner Störk, Schopfheim, berichtete zunächst über die neuesten Forschungsergebnisse zum „Kreuzfelsen von Todtnauberg, ein einmaliges markscheiderisches Zeugnis aus dem Mittelalter“. Als Lehrer an der Friedrich-Ebert-Hauptschule in Schopfheim tätig, leitet Störk seit über 15 Jahren eine Schülerarbeitsgemeinschaft namens „Minifossi“ (Mineralien und Fossilien), die sich u. a. der Erforschung des Kreuzfelsens von Todtnauberg widmet. Der Felsen liegt südlich von Todtnauberg und östlich vom gleichnamigen Wasserfall am historischen Verbindungsweg zwischen Todtnau und Todtnauberg, dem Rossweg. Eine Reihe von

Sagen umgeben den monumentalen und etwa 80 t schweren Granitfelsblock mit Abmessungen von rd. 2,50 m Breite, rd. 6 m Länge und 4,5 m Höhe. Er liegt inmitten des alten Silberbergaureviers (13.-16. Jh.) von Todtnauberg und der historischen Gauchgrube. Weitere und früher beschriebene Stollen sollen in der Nähe liegen; sie gelten jedoch als nicht auffindbar. An der Stirnseite des Felsens sind 15 Zeichen eingemeißelt, deren Deutung bisher nicht möglich war und zu vielen Spekulationen Anlass gab. Alle Zeichen verteilen sich über die linke und rechte Hälfte der Stirnseite und sind sorgfältig ausgeführt.

Die Forschungsgruppe hatte in langwierigen Untersuchungen zunächst ohne Ergebnis versucht, die Bedeutung der Zeichen zu ergründen. Erst die Hinzuziehung von alten Grubenberichten und -rissen ließ vermuten, dass es sich dabei um „Schinerscheide“ aus dem 16. Jahrhundert handelte – also Markscheidersymbole, die in engem Zusammenhang mit dem dortigen Erzbergbau stehen mussten. Einschlägige Institute und Fachleute wurden daraufhin befragt sowie rd. 1000 Abbildungen und über 1000 Zeichen zum Vergleich herangezogen. Schließlich stellte sich heraus, dass die Zeichen tatsächlich markscheiderische Bedeutung hatten, indem sie Hinweise auf damals bestehende Bergwerke, genauer auf Stollenmundlöcher und Schächte, geben. Durch komplizierte geometrische Darstellungen und Messungen konnten schließlich die Zusammenhänge zwischen den damaligen Bergbaubetrieben und den Zeichen des Kreuzfelsens in einen logischen Zusammenhang gebracht werden. Die Untersuchungen förderten sogar ein bisher nicht mehr bekanntes und zu Bruch gegangenes Stollenmundloch zu Tage, das durch die geometrischen Messungen vom Kreuzfelsen aus aufgefunden werden konnte.

Der Kreuzfelsen ist mit seinen Zeichen somit ein einmaliges markscheiderisches Zeugnis aus dem Mittelalter, das das Landesdenkmalamt Baden-Württemberg inzwischen aufgrund der Forschungsergebnisse als im gesamten deutschsprachigen Raum einzigartiges montanhistorisches Kulturdenkmal unter Denkmalschutz gestellt hat.

Matthias Fröhlich, Freiburg, berichtete daraufhin über „Herrschaft und Silbergewinnung im Schwarzwald – die Birschiburg bei St. Ulrich/Bollschweil“. In einem von der Deutschen Forschungsgemeinschaft geför-

dernten Projekt wurden vom Institut für Ur- und Frühgeschichte und Archäologie des Mittelalters der Universität Freiburg Ausgrabungen an und in der Birschiburg, Kreis Breisgau-Hochschwarzwald, durchgeführt. Die Anlage liegt mitten in einem bedeutenden Erzrevier des Mittelalters. Es bestand die Vermutung, dass die Burg mit dem alten Bergbau in Verbindung stand und zum Schutz der Gruben diente. Die These eines Zusammenhangs zwischen Befestigungen und Bergbau ist bereits in den 1970er Jahren vom damaligen Direktor des Rheinischen Landesmuseums Trier, Dr. Reinhard Schindler, im Saar-Nahe-Hunsrück-Gebiet untersucht worden. Seine mehrfach publizierten Forschungsergebnisse ließen den Zusammenhang bereits als sehr wahrscheinlich gelten.

Die Birschiburg, deren Bausubstanz heute nicht mehr erhalten ist, wurde in zwei Kampagnen ausgegraben. Im Sommer 2000 galt ein Schwerpunkt der Arbeiten den unmittelbar an die Burg anschließenden Spuren des Bergbaus sowie der Art der Burgbefestigung. Es zeigte sich, dass die Birschiburg eine stark befestigte Anlage mit Mauerstärken von 2 m war, die einen quadratischen Innenturm von 2,3 m x 2,3 m Mauerstärke besaß. Eine mindestens 7 bis 8 m hohe und starke Schildmauer schützte die hinter ihr liegenden Gebäude im Falle eines Angriffs gegen Geschosse.

Die Beziehungen zwischen Bergbau und Burg konnten nunmehr belegt werden. Im Umkreis der Burg wurden Reste von Tagebauen und Strecken sowie Untersuchungsstollen im Bereich der hangaufwärts gelegenen Burggräben nachgewiesen, ferner wurde Gezähe – vor allem Bergeisen sowie Reste einer Aufbereitungs- und einer Schmelzanlage – gefunden. Die Anlage der Burg erfolgte im einzigen größeren Flächenareal ohne Erzgänge. Durch die Grabungen konnte schließlich gezeigt werden, dass sich die von einer Adelsfamilie besetzte Burg im 13. und 14. Jahrhundert in voller Funktion befand. Im unmittelbaren Umfeld wurde nicht nur Erz gewonnen, sondern die Bergleute arbeiteten und wohnten auch dort.

Dr. Wolfgang Werner, Geologisches Landesamt Freiburg, gab sodann einen Überblick über die „Geologie und Geschichte der Grube Caroline im Eberbächle, Revier Freiamt/Sexau“. In diesem Revier treten zahlreiche erzführende Schwespatgänge meist kurzer Erstreckung auf, die nahe der Ober-

fläche Brauneisen führen und zur Tiefe hin reich an Eisenspat werden. Die Erzführung besteht aus Bleiglanz, Fahlerz, etwas Pyrit und Kupferkies sowie Spuren von Zinkblende; der durchschnittliche Silbergehalt im Mischerz liegt bei 0,1 %. An Gangartmineralen treten neben dem vorherrschenden Baryt noch drei Generationen von Quarz und zwei Generationen von Eisenspat auf. Die Hydrothermalgänge des in nordnordöstlicher Richtung streichenden Carolinen-Gangzuges sind Teil einer Störungszone im Grundgebirge, die spitzwinklig von der Schwarzwaldrandverwerfung abzweigt. Bei den Nebengesteinen handelt es sich um Paragneise mit einzelnen Granitgängen. Die Hydrothermalgänge sind im Zuge der tertiären Tektonik am Rand des Oberrheingrabens entstanden. Strukturgeologische und geochronologische Untersuchungen erbrachten den Nachweis, dass die Störungszone des Carolinen-Gangzuges schon im Zeitraum Oberkarbon/Perm (vor ca. 290-240 Mio. Jahren) angelegt und während der Kreidezeit (vor ca. 120-115 Mio. Jahren) tektonisch reaktiviert wurde. In mehreren Phasen haben sich dann im Jungtertiär die Erz- und Gangartminerale abgesetzt.

Bergbau wurde im Gebiet von Bretten-, Elz- und Glottertal wahrscheinlich schon zu römischer und alemannischer Zeit betrieben, da das Gebiet vom Rheintal aus leicht zugänglich war. Darauf deuten auch Verhütungsspuren aus diesem Zeitraum, die am Schwarzwaldrand bei Denzlingen und Vörstetten nachgewiesen wurden. Aus der Zeit zwischen 1234 (Streitigkeiten um das Bergregal zwischen den Hachbergern und den Freiburger Grafen) und dem frühen 14. Jahrhundert existieren urkundliche Hinweise auf Bergbau im Revier Freiamt/Sexau, jedoch sind keine Aussagen über die Lage der Gruben und den Umfang des Bergbaus möglich. Die auf der obersten Sohle der Grube Caroline angetroffenen niedrigen Feuersetzstollen stammen nach Größe, Form und Lage im Grubengebäude vermutlich aus dem 12. bis 13. Jahrhundert; der überwiegende Anteil der Grubenbaue wurde im frühen 16. Jahrhundert angelegt. Der erste urkundliche Beleg für Bergbau im Eberbachtal stammt von 1535. Dendrochronologische Altersdatierungen an Eichenhölzern lieferten den Nachweis, dass der Holzausbau der beiden 10 m tiefen Gesenke auf der 6. Sohle zwischen 1528 und 1530 eingebracht worden war. Damit ist belegt, dass das ca. 40 m tiefe und 500 m lange Grubengebäude bereits im Spätmittelalter in der heute

bekannt Dimension vorhanden war. Versuche, die verbrochenen mittelalterlichen Grubenbaue erneut aufzuwältigen, wurden während des 18. Jahrhunderts verschiedentlich unternommen, hatten aber keinen durchschlagenden Erfolg. 1793 erfolgte die endgültige Einstellung des Bergbaus.

1985 stieß man bei Bauarbeiten auf einen kleinen Tagesschacht und ab 1987 wurde die Grube, die völlig mit Gestein und Schlamm verfüllt war, systematisch aufgewältigt und instandgesetzt. Zugänglich ist heute die rd. 80 m lange Stollensohle, der hier angesetzte 25 m tiefe Hauptschacht, vier Zwischensohlen und die 6. Sohle, von der aus zwei 10 m tiefe Gesenke angesetzt sind. Das nördliche dieser Gesenke erreicht eine noch nicht freigelegte 7. Sohle. Im Südabschnitt der bislang insgesamt freigelegten 120 m langen Strecken der 6. Sohle befindet sich das nördliche Ende des Tiefen Stollens, dessen Ausgrabung von hier aus noch nicht begonnen wurde. Montanhistorisch besonders bemerkenswert sind der 25 m tiefe und vollständig in Schlägel- und Eisen-Arbeit geteufte Förderschacht, der gut erhaltene, 1528/30 eingebrachte Holzausbau des 10 m tiefen Haspelschachts der 6. Sohle sowie das im Sumpf dieses Schachtes geborgene Ensemble bergmännischer Werkzeuge aus dem ausgehenden Mittelalter. Hierzu zählen Bergeisen, Treibefäustel, Treibkeil, Kratze und Eisenbeschläge von Fördergefäßen. Die Grube Caroline ist heute als Besucherbergwerk der Öffentlichkeit zugänglich.

Prof. Dr. Pierre Fluck, Mulhouse, hielt anschließend einen informativen Vortrag über „Neue Erkenntnisse über den alten Bergbau in den Vogesen“. Er berichtete ausführlich über die Bemühungen der Universität Mulhouse, zusammen mit dem „Verein der Freunde der ehemaligen Bergwerke“ den früher bedeutenden und umfangreichen Bergbau zu dokumentieren, teilweise zugänglich zu machen und alte Zeugnisse des Berg- und Hüttenwesens zu sichern. Mit den archäologischen Grabungen geht die Sichtung und Auswertung der Archivalien einher, die sich größtenteils in Innsbruck befinden, da das Oberelsass in der Blütezeit habsburgisch war. Neuere Untersuchungen ergaben eine Ausdehnung der Grubenbaue von 150 bis 200 km.

Fluck präsentierte das elsässische Bergbaug Gebiet mit insgesamt 630 Halden in einer neuen Karte. Das derzeitige, aus vier getrennten Revieren bestehende Unters-

chungsgebiet erstreckt sich über eine Länge von 15 km und eine Breite von 2 bis 4 km. Hierzu zählen die lothringische Seite zwischen Markkirch und Leberau am linken Ufer des Leberbaches – seit dem Mittelalter bis in das 18. Jahrhundert in Abbau – sowie der schon im frühen Mittelalter gebaute und um 1502 in neuer Blüte stehende Altenberg südöstlich von Markkirch und um das Dorf Fortelbach. Weiter gibt es das erst nach 1549 entdeckte Revier um den Neuenberg südlich vom Dorfe Echery und schließlich den kleinen Sektor von Buttenberg, ganz im Süden, der seit dem 16. Jahrhundert im Abbau stand.

Das Gebiet im Lebertal bei Markkirch (St. Marie aux Mines) ist nach europäischem Maßstab von den vier genannten Abbauswerpunkten das bedeutendste Erzrevier und zurzeit besonderer Schwerpunkt der universitären Forschungen. Die diesbezügliche Bergbaugeschichte wurde während der letzten zwanzig Jahre einer grundlegenden Revision unterzogen. Neben dem klassischen archivalischen Quellenstudium widmete man sich auch bedingt durch die rasche Entwicklung der Methodik der Bergbauarchäologie zunehmend den Geländebefunden. Fluck zeigte anhand zahlreicher Dias die neuen Ausgrabungen und stellte sie in den Kontext mit früheren Forschungen.

Im nächsten Vortrag berichtete der Amateurarchäologe Bernhard Bohly, Soultz, über „Die ersten Versuche der Nutzung von Schießpulver in den Gruben von Steinbach/Elsass – der kleine Lagerstollen“. Lange galt der erste Sprengschuss durch den Tiroler Kaspar Weindl im Jahre 1627 in Banská Štiavnica/Schemnitz (Slowakei) als Beginn des Sprengens mit Schwarzpulver im Bergbau. Französische Forscher wiesen in den 1980er Jahren jedoch nach, dass in den Vogesen bereits 1617 (Le Thillot), 1625 (Chiromagny) und 1626 (Chateau-Lambert) Sprengungen mit Schwarzpulver durchgeführt worden waren. Diese Anwendungen hatten seinerzeit über die Vogesen hinaus keinerlei Auswirkungen gezeigt, während die neue Technologie ab 1627 von Schemnitz aus in schneller Folge Eingang in alle europäischen Bergreviere fand.

Bohly verwies auf Grabungen in den südlichen Vogesen beim Dorf Steinbach unweit der Grube Chiromagny, bei der die Verwendung von Schwarzpulver 1625 nachgewiesen ist. In der von ihm befahrenen Grube Steinbach fanden sich im „Kleinen Lager-

stollen“ eindeutige Spuren der frühen Sprengtechnologie. Schwarzpulver, das bei der Detonation nur Gasdruck entwickelt, bedarf zu seiner Wirkung eines Laderaums, der die Pulverladung vollständig umhüllt und abschließt. In der Anfangsphase der Pulveranwendung in den Vogesen war die Herstellung eines gebohrten Laderaums noch nicht bekannt und entwickelt. Im „Kleinen Lagerstollen“ der Grube Steinbach gibt es Hinweise darauf, dass hier Versuche mit Schwarzpulver in natürlichen Spalten vorgenommen wurden, wobei das Pulver zur Verdämmung mit Lehm abgedichtet war. Auch wurden Stellen gefunden, an denen Schwarzpulver in natürlichen Vertiefungen mit Lehm abgedeckt und dann zur Zündung gebracht wurde. Über die Art dieser ersten Zündung ist bisher nichts bekannt. Die Beobachtungen in der Grube Steinbach sind besonders interessant, weil sie die innovativen Bemühungen zeigen, die Anwendung des Sprengens mit Schwarzpulver praktikabel zu machen, was letztlich zur Entwicklung der Bohrtechnik führte.

Prof. Hans-Eugen Bühler, Königstein, und Hans-Peter Brandt, Idar-Oberstein, sprachen schließlich über „Wanderzüge von Berg- und Hüttenleuten über Kulturgrenzen – Fischbach/Nahe und Markkirch/Elsass als Drehscheibe der Migration“. Die Wanderungsbewegungen der Berg- und Hüttenleute aus und zwischen den deutschen und europäischen Bergbauzentren sind ein bisher nicht ausreichend gewürdigtes Thema der bergbauhistorischen Forschung. Bühler und Brandt haben sich seit Jahren mit diesem Forschungsgebiet befasst, ihre bisherigen Ergebnisse vorwiegend in der „Zeitschrift zur Geschichte des Berg- und Hüttenwesens“ veröffentlicht, und sie stellten nun ihre neuesten Ergebnisse zum Thema vor.

Erstmals verfolgten sie die Wanderung deutscher Bergmannsfamilien bis in die französischen Bergbaureviere, und zwar in Form von Familien oder Familienverbänden. Die Pfalz-Hunsrück-Region und die Vogesen übten demnach im 18. Jahrhundert eine Art „Filterwirkung“ aus. Viele Bergmanns- und Schmelzerfamilien blieben dort für lange Zeit, ehe sie weiterwanderten. Bühler und Brandt hatten etwa 20 Familien und Sippen ausgewählt, an deren Beispiel sie das Migrationsverhalten untersuchten. Als Quellengrundlage dienten vor allem Kirchenbücher aller Konfessionen, die im Untersuchungszeitraum sowohl im deutschen als

auch im französischen Sprachraum ausgewertet wurden. Dabei fanden Wanderungen über zwei, drei und auch vier Generationen Berücksichtigung.

Die bis vor wenigen Jahren nur recht vage überlieferte Tradition, nach der Fachleute des Berg- und Hüttenwesens aus den klassischen Bergrevieren Sachsen, Harz, Böhmen und Tirol in aufstrebende linksrheinische Regionen mit Kupfer-, Blei- bzw. Silber-Bergbau zuwanderten, wurde durch die Ergebnisse dieser Untersuchung bestätigt und mit Namen, Daten und Fakten untermauert. Die fremden Fachleute blieben auffallend oft nicht auf Dauer am ersten Ort ihrer Zuwanderung, sondern zogen mitunter mehrfach zwischen verschiedenen Arbeitsplätzen in Hunsrück, Pfalz, Elsass, Lothringen und weiteren innerfranzösischen Revieren hin und her. Dabei wanderten verschiedene Bergwerks- und Schmelzerfamilien bis in die Bretagne, ins Departement Finistère, nach Languedoc und Roussillon sowie Lyon.

Als erste Anlaufstation und weiteres Verteilungsrelais kristallisierten sich die Reviere Fischbach/Nahe und Markkirch/Elsass heraus, was wohl auf die enge genealogische Verflechtung beider Regionen auf dynastischer, unternehmerischer und betrieblicher Ebene zurückzuführen ist. Die hoch qualifizierten und privilegierten fremden Fachleute vermischten sich mit der eingewohnten Bevölkerung wenig. Einige zugewanderte Familien, wie die aus Saalfeld in Thüringen zugewanderte Bergmeister- und Gewerkenfamilie Unger, die sponheimische Verwaltungs- und Bergbeamtenfamilie Kroeber und die wohlhabenden naheländischen Kauf- und Handelsherren Rheinländer, errangen großen Einfluss im südwestdeutschen und französischen Bergbau. Ihre durch Eheschließung gefestigte Verwandtschaft führte dazu, dass man in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts Träger dieser Namen im Berg- und Hüttenwesen in Fischbach, Kirn, Herrstein, Rappoltweiler, Markkirch, Imsbach, Nohfelden, Allenbach, Daimberg und anderen Orten findet.

Das 6. Montanhistorische Kolloquium Hunsrück-Pfalz-Saar wird im Herbst 2003 im alten Bergbaurevier Imsbach/Pfalz stattfinden und mit dem in Imsbach eingerichteten und gerade eröffneten Pfälzischen Bergbaumuseum in Zusammenhang stehen.

Prof. Dr.-Ing. Heinz Walter Wild, Dinslaken

**Wilhelm Lehmbruck (1881 bis 1919):
„Grabmäler – Entwürfe für Leben und
Tod“ – eine Ausstellung in Duisburg**

Die Grabmalgestaltung galt im 19. Jahrhundert und zu Beginn des 20. Jahrhunderts als lohnenswertes Betätigungsfeld für junge Bildhauer. Auch an der Düsseldorfer Kunstakademie, an der Wilhelm Lehmbruck von 1901 bis 1906 studierte, wurde diese Auftragsperspektive vertreten und nicht selten den Bildhauerstudenten die Aufträge durch ihre Lehrer vermittelt. Vor dem Hintergrund der Grabmalgestaltung setzte sich der junge Lehmbruck bildnerisch mit dem Thema Tod auseinander. Die Beschäftigung mit dem Tod – mitgenährt durch die eigenen erschütternden Erlebnisse im Ersten Weltkrieg – durchdringt das gesamte künstlerische Werk dieses sensiblen und oftmals als depressiv charakterisierten Bildhauers bis hin zu seinem frühen Freitod im Jahre 1919.

„Grabmäler“ ist eine überaus sinnstiftende thematische Werkschau aus den Lehmbruck-Beständen des Hauses, die sich in ihrer Kombination aus gezielter Exponatenauswahl und gleichzeitigem Ausblick in die Natur des Herbstes mit all seinen Gedenk- und Trauertagen zu einer besinnlichen Atmosphäre verdichtet, in der der (fachkundige) Besucher allerdings mit einem dürrtigen Informationsblatt allein gelassen wird. Zu den gemeinsam mit weiteren Werken Lehmbrucks präsentierten Grabmalentwürfen der „Trauernden“, der „Jungen Liebe“, der „Seele“ und einigen Portraitäbusten zählt auch sein bekanntes Grabrelief eines „Sitzenden Bergmanns“ für die Grabanlage eines Bergwerksdirektors.

Ergänzt werden diese früh gestalteten Grabreliefs und -skulpturen durch die später unter erdrückenden Erlebnissen des Ersten Weltkriegs entstandenen Plastiken des „Gestürzten“ und des „Sitzenden Jünglings“, die beide für die Ausgestaltung des Ehrenfriedhofs in Duisburg-Kaiserberg vorgesehen waren. Während der „Gestürzte“ dort niemals errichtet wurde, fand der „Sitzende Jüngling“ seine Aufstellung auf diesem Friedhof. Unterstützt wird die Ausstellung, die bis zum 9. Februar 2003 im Wilhelm-Lehmbruck-Museum in Duisburg gezeigt wird, durch Zeichnungen und Entwurfsskizzen unterschiedlicher Grabmalgestaltungen, oft mit Aufschriften versehen, die einen Einblick in die gestalterische Gedanken- und persönliche Gefühlswelt des Künstlers gewähren.



Bergmann beim Entleeren eines hölzernen Förderwagens mit der Kratze. Rechts ein Knappe beim Füllen der geflochtenen Satteltaschen. Das Erzhaufwerk wird auf diese Weise zum Pochwerk transportiert. Fotografie von Albert Schotsch

Eine ausführliche Betrachtung des Grabreliefs des „Sitzenden Bergmanns“ von Wilhelm Lehmbruck und seiner bergbaulichen Vernetzungen erfolgt in der Ausgabe DER ANSCHNITT 1, 2003.

Dr. Eva-M. Pasche, Willich

**Das Gold der Karpaten.
Bergbau in Roşia Montană –
Ein Ausstellung im Deutschen Bergbau-
Museum Bochum**

Die größte und eine der ältesten Goldlagerstätten Europas verbirgt sich hinter dem Namen Roşia Montană in Rumänien: Seit Jahrtausenden wird dort Bergbau betrieben. Der römische Kaiser Trajan (98-117) nahm das Land Dacien wegen dieser Goldvorkommen in Besitz, Kaiserin Maria Theresia (1717-1780) und die Habsburger Monarchie bezogen aus der siebenbürgischen Lagerstätte einen Großteil ihres Staatsschatzes, wobei sie das „Know-how“ deutscher Bergleute nutzten.

Heute drohen die Zeugnisse dieses jahrtausendealten Bergbaus für immer durch einen modernen Großtagebau zu verschwinden.

Die Ausstellung zeichnet die Entwicklung des Goldbergbaus in Roşia Montană nach. Ausgehend von der Lagerstätte mit ihren kostbaren Golderzen und -mineralien wer-

den zunächst Zeugnisse des römischen Bergbaus vorgestellt, z. B. Wachstäfelchen als einzigartige Dokumente des römischen Sozialwesens.

Der Bergbau im frühen 16. Jahrhundert wird durch Beschreibungen des Dichters und Historikers Martin Opitz (1597 – 1639) lebendig, schließlich belegen Fotos die Wiederaufnahme des Bergbaus durch Maria Theresia und Ferdinand I., die das heutige Roşia Montană mit seinen Bergkirchen und Berggebäuden inmitten einer grandiosen Berglandschaft im Herzen Siebenbürgens nachhaltig geprägt haben.

Einer Fülle einzigartiger historischer Fotografien aus den 1920er und 1930er Jahren von den Fotografen Arthur Oskar Bach, Albert Schotsch und Bazil Roman dokumentieren den Umfang der bergbaulichen Aktivitäten. Besonders beeindruckend sind die quasi mittelalterlichen, bis dahin immer noch üblichen Arbeits- und Lebensverhältnisse in Roşia Montană und im siebenbürgischen Goldbergbau. Diese Aufnahmen sind ein einzigartiger Schatz an Informationen, der in Deutschland noch niemals der Öffentlichkeit vorgestellt wurde.

Die Ausstellung steht unter der Schirmherrschaft und wurde gefördert von der Beauftragten der Bundesregierung für Kultur und Medien.

Prof. Dr. Rainer Slotta, Bochum